Eine Grafentochter.

Roman von Josephine Gräfin Schwerin.

(9. Fortsetzung.)

[M]elitta beugte sich einen Moment über [das] Kind — es waren Joachim's [A]ugen, die sie anschauten. „Ich habe es mir überlegt," sagte sie, „es muß anders werden, Sie dürfen hier nicht bleiben, ich hoffe Herrn von Steinitz eine bessere Stellung schaffen zu können, die Ihnen Beiden mehr Annehmlichkeit bietet, ihm angemessener ist. Haben Sie nur Muth."

„O gnädige Gräfin, wäre es möglich!" rief Therese.

„Ich hoffe es bestimmt. Leben Sie wohl — wir sehen uns wieder; doch noch Eins: sagen Sie vorläufig Ihrem Manne nichts von meinem Besuch. Männer sind stolz, er möchte die Hilfe einer Frau verschmähen — nicht wahr? Nun, so braucht er — wenigstens zunächst — nichts davon zu wissen — Alles bleibt unter uns." Sie reichte Therese die Hand.

„O gnädigste Gräfin, wie soll ich Ihnen danken!"

Melitta nickte ihr zu; sie war bewegt und aufgeregt. „Kein Wort des Dankes."

In der Thür wandte sie sich noch einmal um: „Schweigen."

Sie flog die Treppe hinab und als sie sich dann tief in die Ecke des Wagens gedrückt hatte, rann Thräne auf Thräne über ihre Wange.

20.

Die Gräfin, die seit ihrer Krankheit noch sehr angegriffen war, hatte sich früh in ihr Zimmer zurückgezogen. Der Graf und Melitta waren allein. Er hatte ein Blatt Papier vor sich, auf dem die Namen der zur Hochzeit einzuladenden Gäste verzeichnet waren; er ging es noch einmal durch und schob es dann bei Seite.

„Gut, so können morgen die Karten bestellt werden," sagte er, sein Cigarrenetui hervorziehend.

„Papa," begann Melitta, „ich habe eine Bitte an Dich."

„Nun?" fragte der Graf, während er die Cigarre anbrannte.

„Wirst Du sie mir erfüllen?"

Er lächelte. „Wenn ich kann, gewiß, doch verspreche ich niemals etwas im Vorhinein."

„Du beabsichtigst Herrn Groß in die Stelle des Oberaufsehers der Fabriken hinaufrücken zu lassen, sobald Herr Wendler Hohenfichte verläßt. Gieb die Stelle Herrn von Steinitz."

Der Graf wandte sich mit einem erstaunten Blick gegen Melitta. „Steinitz?"

„Ja, Papa, er ist in einer Stellung, die entwürdigend für ihn ist und ihm nicht einmal die nöthigen Existenzmittel gewährt, so daß er mit Frau und Kind kaum vor Mangel geschützt ist. Ich meine, Die, denen er früher befreundet war, sind es ihm und seinem Namen schuldig, ihn nicht in Elend versinken zu lassen, ihn auch vor geistiger Verkommenheit, die ihm unzweifelhaft droht, zu schützen, so viel es in ihrer Macht steht. Du wirst natürlich die Stelle besser als bisher dotiren und das Häuschen, das Wendler bewohnt, freundlicher herrichten lassen. Kleine wirthschaftliche Beihilfen lassen sich ja auf dem Lande leicht gewähren, natürlich müssen sie als zu seiner Stellung gehörig erscheinen. Dort werden Frau und Kind sich erholen und Herr von Steinitz selbst wird sich, in seinen würdigeren Verhältnissen, zu neuer Kraft emporraffen."

„Du scheinst meine Zustimmung für durchaus sicher zu halten," warf der Graf ein.

„Das thue ich, Papa, wir dürfen einen unserer Standesgenossen, noch dazu einen Freund unseres Hauses, nicht untergehen lassen. Das wäre eines Grafen Dagot nicht würdig."

„Hm, woher aber bist Du denn so genau über Herrn von Steinitz' Verhältnisse unterrichtet?"

Ein feines Roth überhauchte ihre Wangen.

„Ich war heute bei seiner Frau. Was ihre Worte vielleicht noch verhehlten, verrieth mir mein Auge."

Der Graf hatte sich rasch erhoben. „Das war—zum Mindesten sehr unvorsichtig, mein Kind," sagte er mit unterdrücktem Unwillen.

„Ich hätte anders nicht Ruhe gefunden, Papa," erwiderte sie, „und ich denke, Du kannst meinem Takt, meinem Gefühl für das Rechte und Schickliche trauen, daß ich mir — dieser Frau gegenüber nichts vergeben habe."

„Gut, gut, mein Kind, gewiß — natürlich — nur daß Du überhaupt den Schritt thatest."

„Ich mußte es eben," entgegnete sie einfach, „und nun Dein Ja, Papa," fügte sie weich hinzu, „lasse es mein Hochzeitsgeschenk sein."

Der Graf ging unruhig umher. „Es ist ein verantwortlicher Posten, wer weiß, ob er ihn ausfüllen kann."

„Er wird sich in das Unbekannte schnell hineinarbeiten; an seiner Pflichttreue, seinem Eifer kannst Du nicht zweifeln, am wenigsten, wenn er in Hohenfichte ist und für Dich arbeitet."

Der Graf setzte seine Wanderung durch das Zimmer fort. „Du plaidirst sehr warm für ihn, Melitta — und eben deshalb — es wäre eine Schuld gegen Ulrich, gegen Dich selbst, wenn ich Steinitz nach Hohenfichte nähme."

Melitta fuhr auf. „Papa!"

„Werde nicht heftig, mein Kind. Du zwingst mich zu reden. Haben Deine Mutter und ich bisher geschwiegen, weil wir glaubten, daß Du am besten allein mit Deinem Herzen fertig würdest — worin wir uns ja auch nicht getäuscht — so wirst Du doch nicht glauben, daß wir blind waren, nicht sahen, was zwischen Dir und Steinitz vorging. Es ist vorüber, abgethan, und Du hast Dich als ein starkes kluges Mädchen bewährt. Doch ich habe keine Veranlassung über Steinitz dasselbe günstige Urtheil zu fällen, er ist exaltirt und von Impulsen abhängig. Das Frauenherz ist schwach und leicht erregt und das Deine, Melitta, überdies feurig und enthusiastisch. Deshalb bin ich es Ulrich und Dir selbst, mein Kind, schuldig, die Gefahr zu verhüten; wer sein Haus vor Feuer schützen will, bringe keinen Zündstoff hinein."

Melitta stand hoch aufgerichtet, den Kopf stolz in den Nacken geworfen. Nur die Hand, die sie auf den Tisch gestützt hielt, bebte. „Du vergißt, daß Ulrich mein Wort hat," sagte sie, „glaubst Du, daß ich je die Heiligkeit dieses Wortes und die Pflichten, die es mir auferlegt, vergessen könnte? Ein Graf Dagot hat noch niemals seine Ehre befleckt, und die Frauen unseres Hauses stehen den Männern nicht nach. Du vergißt aber auch, daß Herr von Steinitz mit der Wahl dieser Gattin ein für alle Mal eine nie zu überbrückende Kluft zwischen uns aufgerissen hat. Er ist meines Mitleids werth, weil ich die Vergangenheit nicht vergessen kann — aber niemals mehr meiner Liebe."

„Du sprichst sehr stolz, Melitta," warnte der Graf.

„Ich meine, ich habe Dir niemals Veranlassung gegeben, an meinem Stolz, meinem tiefen Ehrgefühl, meiner Treue an dem einmal gegebenen Wort zu zweifeln," erwiderte sie rasch.

Als der Graf schwieg, fuhr sie fort: „Willst Du meine Bitte nicht erfüllen, so werde ich mich an Ulrich wenden, er hat ja ebenfalls Fabriken, in denen er Herrn von Steinitz beschäftigen kann, und er wird — ich weiß es gewiß — diese Bedenken nicht hegen. Nur fürchtete ich bei der Verschiedenheit der Persönlichkeiten der beiden Männer manche Schwierigkeiten, die nicht vorhanden wären, sobald Du Herrn von Steinitz anstelltest."

„Nie und nimmer wird Ulrich darin willigen!" rief der Graf.

„Ich kenne ihn besser," beharrte Melitta, „er schlägt es mir nicht ab."

Der Graf fühlte sich sichtbar in unangenehmer Lage, von Zweifeln bedrängt. Es herrschte eine schwüle Pause; da trat Melitta an seine Seite und schlang den Arm um seinen Nacken. „Papa, es ist meine letzte Bitte, so lange ich noch als Kind in Deinem Hause bin, willst Du mich durch so schweres Mißtrauen kränken? Es ist eine schöne, große That, die ich von Dir erbitte, eine, wie sie eines Edelmannes würdig."

Der Graf hatte ihren Kopf an seine Brust gedrückt und küßte ihre Stirn. „Mein liebes Kind."

Sie sah zu ihm mit einem zärtlichen Blick auf.

„Du thust's?"

„Es sei denn."

„Ich danke, Papa."—

Am nächsten Vormittag war Melitta wiederum zu Therese gefahren. Sie hatte ihr mit kurzen Worten mitgetheilt, welche Stellung ihr Vater Steinitz anbieten wolle, und hatte damit bei Therese freudigstes Staunen und überströmenden Dank hervorgerufen.

„Wie soll ich Ihnen danken, gnädige Gräfin, was Sie mir da gesagt haben, klingt Alles so wunderschön, ich kann's mir noch gar nicht denken," rief sie, sich über Melitta's Hand beugend.

Diese entzog sie ihr rasch. „Nicht doch, Frau von Steinitz." Das Blut war ihr in die Wangen gestiegen und sie biß sich auf die Lippe. „Und Sie glauben, daß Ihr Mann die Stellung annehmen wird?" fragte sie. Ihr waren heute, während sie hierher fuhr, plötzlich Zweifel darüber gekommen.

„Mein Gott, natürlich, wie könnte er anders," erklärte Therese, „welch' ein Tausch ist es gegen seine hiesige Stelle!"

„Mein Vater wird an Herrn von Steinitz schreiben und ihm alles Geschäftliche mittheilen," sagte Melitta; „ich wollte, wie ich es versprochen, Ihnen selbst die Kunde bringen. Vielleicht ist es besser, daß er erst durch diesen Brief Alles erfährt? Ich glaube beinahe."

„Ach, ich werde kaum schweigen können, ich bin so glücklich und froh, wie seit lange nicht."

„Ich meine doch, Sie sagen nichts, — allein, wie Sie wollen,—überlegen Sie's,—und nun leben Sie wohl,—mögen Sie glücklich sein."

„Tausendfachen Dank, gnädige Gräfin; Gott lohne Ihnen, was Sie an uns gethan haben, in Ihrer Ehe, und lasse Sie sehr, sehr glücklich werden," erwiderte Therese.

Melitta fühlte plötzlich ihre Augen heiß werden von emporquellenden Thränen. „Ich bin eilig," war Alles, was sie mühsam hervorbrachte, noch ein Segenswunsch Theresens, dann schloß sich die Thür hinter ihr.

Sie blieb stehen und drückte das Tuch gegen die Augen; dann ging sie die Treppe hinab. Da hörte sie Schritte sich entgegenkommen und plötzlich stand Joachim vor ihr. Die Begegnung war für Beide so überraschend, daß sie sich einen Moment stumm gegenüberstanden.

„Gräfin — Sie hier?" stammelte er endlich.

Seine fehlende Fassung gab ihr die ihre zurück. Sie vermochte ihm ruhig und mit klarer Stimme zu antworten: „Ich war bei Ihrer Frau, Herr von Steinitz, Sie wird Ihnen den Zweck meines Kommens sagen."

„Gräfin — Sie sind groß und gut — Dank, o Dank!"

Sie hatte nicht den Muth, nicht die Sammlung ihm so zurückweisend zu antworten, wie sie es gesollt, sie machte nur eine abwehrende Handbewegung, ein leises „Leben Sie wohl" kam über ihre Lippen, und trotzdem er sie halten zu wollen schien, ging sie an ihm vorüber, die Treppe hinab.

Joachim stürmte hinauf; erst an seiner Hausthür fiel es ihm ein, daß er sich sammeln müsse, bevor er Theresen begegnete. Er lehnte sich einen Augenblick gegen die Wand und athmete tief und beklommen, vielleicht war es ihm gelungen, die Spuren der heftigen Erregung auf seinem Gesicht zu verwischen.

Er schellte, Therese öffnete ihm.

„So früh kommst Du?" fragte sie überrascht.

Ohne darauf zu erwidern, sagte er: „Die Gräfin Dagot war bei Dir?"

„Du weißt?"

„Ich begegnete ihr auf der Treppe. Was führte sie her?"

„Ach, Joachim, sie ist ein Engel, weshalb hast Du mir nie von ihr erzählt?"

Sie waren in das Zimmer getreten; er warf in nervöser Erregung Hut und Handschuhe auf den Stuhl und entgegnete: „Erzählt? Mein Gott, was ist denn von ihr zu erzählen! Daß sie schön, reich und liebenswürdig ist? Daß ich in ihrem Hause Umgang hatte! Ich ging in vielen Häusern aus und ein, als ich unverheirathet war, was kümmert's Dich?"

„O, ich verlange ja keine Mittheilungen von Dir, Du hast mich nicht damit verwöhnt," meinte Therese gereizt, „doch die Gräfin und ihr Vater müssen nicht so sein wie Alle, sie sind sehr gut und großmüthig. Sie war so theilnehmend und herzlich zu mir — ach, Joachim, ich habe geweint vor Freude."

Er stieß den Fuß heftig auf die Erde. „Weshalb solche nichtssagende Worte! Was führte die Gräfin her?"

„Sei nur nicht böse, Du hast keinen Grund dazu, wie müssen die Hände zum Himmel heben und Gott danken —"

„Willst Du mich wahnsinnig machen! Was ist's?"

„Nun, Herr Gott, ich rede ja schon," meinte Therese verschüchtert, „sie war schon einmal hier und versprach eine Stelle für Dich — nur sollte ich es Dir nicht sagen — weil es doch nicht sicher war — und Du — nun eben bis es bestimmt sei — und heute brachte sie die Nachricht, daß der Graf Dich zum Aufseher seiner Fabrik in Hohenfichte — so denke ich, heißt es — machen will."

Joachim war nahe an sie herangetreten und hatte ihre Hand gefaßt. Seine Augen funkelten geradezu unheimlich.

„Du hast geklagt? Leugne nicht, ich will die Wahrheit hören."

Therese zuckte die Achseln. „Wenn ich nur wüßte, weshalb Du so erzürnt bist. Sie fragte nach Allem; sollte ich ihr denn sagen, daß wir es reichlich hätten, und daß Du Dich glücklich in Deinem Geschäft fühlst? Das wäre doch eine ganz nutzlose Lüge gewesen."

„Fühlst Du denn nicht, daß es mich entwürdigt, vor Denen, zu welchen ich einst nach Stand und Namen gehörte, als ein Bettler dazustehen, daß wir ihnen gerade niemals, niemals klagen dürfen, daß ich vor ihnen der Mann sein muß, der stolz und sicher steht?"

Er ließ plötzlich ihre Hand los und wandte sich mit einer heftigen, halb verächtlichen Geberde ab. Freilich, was weißt Du davon!"

„Ich bin an Deine üble Laune und die Ausbrüche Deiner Heftigkeit leider schon so gewöhnt, daß sie mich nicht mehr überraschen", entgegnete Therese, „doch vielleicht wirst Du es später selbst einsehen, daß es heute wenigstens nicht recht war, heute, wo wir glücklich sein, jubeln und dem lieben Gott und den guten Menschen, die uns geholfen haben, dankbar sein sollten."

„Spare diesen Dank, ich nehme die Stelle nicht an."

Therese starrte ihn einen Augenblick sprachlos an, dann brach sie plötzlich in heftiges Weinen aus. „Bist Du thöricht, wahnsinnig," schluchzte sie, „vergißt Du ganz und gar, was Du mir und unserem armen Kinde schuldig bist? Sechshundert Thaler Gehalt, meinte die Gräfin, und eine hübsche Wohnung, und das schöne Landleben, und so viele Lebensmittel, ach, wir würden es haben wie Prinzen, und das Alles willst Du zurückstoßen, nur aus Eigensinn? Jetzt haben wir es kaum zum Leben und bald wird auch das aus sein, o, täusche mich nicht, ich weiß, daß Dir diese Stelle widerwärtig ist und daß Du auch sie bald überdrüssig haben und von Dir werfen wirst. Und die guten Menschen, die sich unserer annehmen, willst Du zurückstoßen, o Gott, o Gott!"

Plötzlich schlug sie einen andern, energischen Ton an. „Diesmal aber lasse ich mir nicht nur so kurz befehlen; ich bin Deine Frau und will die Gründe wissen, Deine Gründe; mein Gott, es kann doch nicht nur der kahle, baare Eigensinn sein?"

Joachim ging ruhelos im Zimmer umher. Es schien anfangs, als ob er gar nicht auf Theresens Worte gehört hätte. „Begreifst Du denn nicht, daß mir Graf Dagot ein Almosen geben will? Begreifst Du nicht, daß ich nicht des Mannes Diener sein kann, dessen — Freund ich einst war?" stieß er jetzt mühsam hervor.

„Also Dein Stolz ist es, Dein unseliger Stolz," rief sie leidenschaftlich, „Du läßt lieber Frau und Kind darben, ehe Du ihn beugst! Ach, mein Gott, mein Gott!"

„Deine Vorwürfe treffen mich nicht, ich habe mit Aufopferung meiner selbst gearbeitet und werde arbeiten — dies aber ist gegen meine Ehre!"

„Ach, das sind mir unverständliche Worte, es sollte lieber Deine Ehre sein, dem edlen Manne zu danken, der uns aus der Noth hilft; wenn man arm ist, dann ist solcher Stolz recht lächerlich und —"

Joachim stand plötzlich vor ihr, hoch aufgerichtet, mit flammendem Auge, wie ein zürnender Gott, seine Hand umklammerte ihren Arm mit eisernem Griff: „Du schweigst. Du weißt nichts von den Kämpfen, die ich in den Tiefen meiner Brust durchgerungen habe, nichts von dem, was hier innen wühlt und bohrt, Du sollst es auch nie erfahren. Du verstehst nichts von Stolz und Ehre eines Mannes — eines Edelmannes, aber wage es nicht, sie verhöhnen zu wollen — schweige und gehorche."

Er hatte mit heiserer Stimme gesprochen, jede Fiber in ihm bebte in heißem, sprühendem Zorn. Therese stand erstarrt, niedergeschmettert von den Blitzen, die über ihrem Haupte gezuckt; noch ehe sie zur Besinnung gekommen, hatte Joachim seinen Hut ergriffen und war hinausgestürzt. Sie sank auf einen Stuhl und weinte bitterlich. Was sie lange wie einen dumpfen Druck gefühlt, war ihr jetzt Gewißheit geworden — er liebte sie nicht mehr, er bereute. —

Der Graf Dagot trat mit einem offenen Brief in der Hand in Melitta's Zimmer.

„Steinitz lehnt mein Anerbieten sehr höflich, aber sehr entschieden ab, noch bevor ich es ihm gemacht," sagte er; „das habe ich nun von meiner Nachgiebigkeit."

Sein Ton klang etwas ärgerlich; diese Zurückweisung verletzte seinen Stolz, trotzdem er sich andererseits dadurch erleichtert fühlte.

„So haben wir wenigstens unsere Pflicht gethan," erwiderte Melitta, „ihm die Hand geboten, um ihn vor dem Versinken zu retten; nimmt er sie nicht an, so können wir ihn nicht zwingen." Nach ihrer Begegnung mit Joachim heute Morgen überraschte diese Nachricht sie nicht mehr.

„Es freut mich, daß Du die Sache so ruhig und verständig ansiehst," bemerkte der Graf. „Nach Deinem gestrigen Insmichdringen war ich auf allerlei unausführbare Pläne Deinerseits gefaßt." Er fühlte sich wesentlich erleichtert und strich Melitta freundlich über die Wangen.

„Trautest Du mir so wenig verständiges Urtheil zu?" lächelte sie. „Herrn von Steinitz helfen zu wollen, war, wie mich dünkte, unsere Pflicht, ob er diese Hilfe annimmt, das ist seine Sache, wir dürfen sie ihm nicht aufdrängen und müssen ihn um des Stolzes willen, der aus seiner Zurückweisung spricht, nur höher achten."

Sie ließen das Gespräch fallen. Melitta beantwortete des Grafen Fragen, die sich auf das nahe Hochzeitsfest bezogen, ruhig und freundlich. Als er dann das Zimmer verließ, blieb sie auf ihrem Platz sitzen und starrte lange regungslos vor sich nieder. Sie hatte so heiß begehrt, Joachim zu helfen, er aber war zu stolz, die Hilfe aus ihrer Hand zu nehmen, sein Elend vor ihr Auge zu bringen. Seit sie ihn heute gesehen, hatte sie's gewußt, daß er nicht kommen würde, nicht kommen durfte, und auch sie hatte die Empfindung, als ob sie einer Gefahr entronnen sei, die sie selbst, mit bewußtem Willen, heraufbeschworen hatte. Wären der Stolz und das starke Pflichtgefühl, von denen sie zu ihrem Vater gesprochen, doch vielleicht nicht mächtig genug gewesen, sie zu schützen? Seit heute Morgen fürchtete sie es!—Sie drückte die Hand auf das klopfende Herz, es mußte ruhig werden, ganz ruhig!

Dann ging sie an den Schreibtisch und schrieb einen langen Brief an Ulrich, der wärmer und herzlicher lautete, als je zuvor.

21.

Einige Wochen später wurde in Hohenfichte eine glänzende Hochzeit gefeiert. Der Weg vom Schloß nach der Kirche und diese selbst waren mit Blumen und Laubgewinden geschmückt, Gesang der Schulkinder und Fabrikarbeiter geleitete und empfing den Zug, der durch die Menge der Uniformen und Orden und den Glanz der Toiletten das volle Gepräge eines Festzuges erhielt. Und alle Gäste waren froh und luststrahlend, wie es zu einem Freudenfeste geziemt. Auf den Mienen der Eltern lag volle Befriedigung, der Bräutigam sah stolz und glücklich aus, die junge Braut schritt mit der Haltung und dem Ausdruck einer Königin neben ihm. Und wie eine solche nahm sie dann, nach beendeter Trauung, die Glückwünsche der Versammelten entgegen, saß sie während des Mittagsmahles an der Spitze der Tafel, hörte den Toasten zu, stieß lächelnd mit Jedem an, und hatte für Jeden ein freundliches Wort. Vielleicht aber hatte niemals eine Braut mit demüthigerem, heißem Gebet auf den Stufen des Altars gekniet, niemals tiefer die Heiligkeit des Gelübdes empfunden.

Dann hatte sich Woche an Woche gereiht, aus den Wochen waren Monate, aus den Monaten Jahre geworden. Was jener Festtag den Betheiligten versprochen, hatte er gehalten. Die Gräfin Melitta Dagot füllte nach jeder Richtung ihre Stellung aus. Bohren galt, seit seine junge Herrin dort eingezogen, für eine Stätte des Glückes und des Friedens. Die Gutsinsassen und Fabrikarbeiter hatten in ihr eine Helferin und Berathern, ihr Auge und ihre Hand reichten überall hin; manche neue, zweckmäßige, den Wohlstand der Leute fördernde Einrichtung war ihr Werk.

In dem Schlosse selbst herrschte ein reges, geselliges Leben, wie Graf Ulrich es liebte; man gab Feste aller Art, Bälle, Diners und Jagden wechselten mit einander ab, die lange Reihe der Fremdenzimmer wurde oft wochenlang nicht leer, und Jedermann rühmte die Großartigkeit der Gastfreiheit in Schloß Bohren und war des Lobes über die Liebenswürdigkeit des Grafen und seiner Gemahlin und die Mustergiltigkeit dieser Ehe voll.

Mehr als irgend wer sonst war Graf Ulrich selbst von dem Glück seiner Ehe und den Annehmlichkeiten seines Hauses durchdrungen. Er war stolz auf seine schöne Frau, die mit den vollendeten Formen einer echt vornehmen Dame die Honneurs seines Hauses machte; er hatte ein volles Verständniß dafür, daß nirgends die gesellschaftlichen Einrichtungen so gelungen und geschmackvoll waren, als in Bohren, und es schmeichelte seiner Eitelkeit, daß die Gäste sich bei ihnen wohl fühlten und ihre vornehme Gastlichkeit rühmten. Aber er würdigte auch die tieferen Eigenschaften Melitta's: ihr kluger, verständiger Scharfblick, mit dem sie leicht die Dinge überschaute, imponirte ihm, er holte sich gern bei ihr Rath in seinen Angelegenheiten und besprach mit ihr Großes und Kleines. Ihre Fürsorge für das materielle und sittliche Leben ihrer Untergebenen gefiel ihm, er trat ihren oft kostspieligen Wünschen und Einrichtungen nach dieser Seite hin niemals entgegen, unterstützte sie sogar in jeder Weise, und hörte es gern, wenn man erwähnte, daß die Gutsleute und Fabrikarbeiter nirgends besser gestellt seien, als in Bohren. Melitta erfüllte das Programm, das er sich von seiner Ehe und Häuslichkeit entworfen, nicht nur vollkommen, sondern ging in Vielem noch darüber hinaus. Sie überraschte ihn immer von Neuem durch ihr sicheres Urtheil, ihren Takt, ihre Vornehmheit, ihre Güte. So war er stolz auf sie und bewunderte sie, doch er liebte sie auch, ohne Leidenschaft, aber mit der des sicheren Besitzes, mit der schlichten Herzlichkeit, deren er überhaupt nur fähig war. Er hätte sich ein Leben ohne sie überhaupt nicht mehr denken können, die einen fortdauernden, stillen Einfluß auf die besten Seiten seiner Natur übte.

Und Melitta? Auch sie war glücklich in den bescheidenen Grenzen, die sie sich mit starkem Willen gezogen hatte. Sie hatte sich selbst Wort gehalten, hatte mit den süßen Träumen, den leidenschaftlichen Wünschen, den hochfliegenden Hoffnungen abgeschlossen. Sie hatte Ulrich lieb wie seit ihrer frühesten Kindheit, sie achtete seinen im Grunde braven Charakter, sie war ihm dankbar für seine Liebe und fand eine schöne Befriedigung darin, ihn glücklich machen, einen großen Wirkungskreis ausfüllen und Vielen nützlich sein zu können. Die Leere, die trotz alledem in ihrem heißen Herzen zurückblieb, durfte kein fremdes Auge ahnen, sie wagte sie sich selbst kaum zu gestehen, und wenn in einer einsamen, unbewachten Stunde einmal das heiße, ungestillte Verlangen nach etwas Unaussprechlichem, nie Gekanntem und doch wundervoll Geahntem sie überwältigte, dann sprach sie das stürmische Herz damit zur Ruhe, daß wohl stets ein unerfüllter Rest von Sehnen und Begehren in der Seele zurückbleibe, die sich nicht an der alltäglichen Speise auf der Tafel des Lebens zu sättigen vermöge.

Eines gab es, das vielleicht all' ihr Verlangen gestillt hätte, Eines, das auch fehlte, um Ulrich's Glück vollkommen zu machen — ihre Ehe blieb kinderlos.

Sie waren beinahe zehn Jahre vermählt und Melitta — auch das rechnete Ulrich ihren seltenen, vortrefflichen Eigenschaften zu — noch nicht einen Tag krank gewesen. Umsomehr erschreckte es ihn, als plötzlich ein heftiges Nervenfieber sie darniederwarf. Wochenlang schwebte sie zwischen Tod und Leben; endlich, nach bangen, zwischen Fürchten und Hoffen vergangenen Tagen, hatte das Leben gesiegt: Melitta genas.

Die Besserung schritt schnell fort, so daß sie bald wieder ihre gewohnten Pflichten aufnahm und sich selbst für gesund erklärte. Ulrich's zärtliche Sorge, seine unverkennbare Angst rührten sie, waren ihr ein deutlicherer Beweis seiner Liebe, als sie ihn je zuvor empfangen, und um seinetwillen wollte sie gesund sein. Nur daß die bleiche Farbe ihrer Wangen, der müde Ausdruck ihrer Züge und die sichtbare Erschöpfung, die sich ihrer nach der kleinsten Anstrengung bemächtigte, sie Lügen strafte.

Als endlich der Frühling kam und diese bösen Reste der Krankheit noch immer nicht gewichen waren, bestand der Arzt darauf, daß sie für einige Zeit Bohren verlassen solle. Er schlug einen unmittelbar an einem Gebirgssee gelegenen kleinen und stillen Ort vor; die Luft werde Melittas Nerven stärken und ihre gesunkenen Kräfte heben.

Wenige Tage später reiste sie mit Ulrich dorthin ab. Es folgten schöne, stille Wochen, so schön, wie sie sie in den zehn Jahren ihrer Ehe noch nicht erlebt hatte. Es war nicht nur die süße Empfindung wiederkehrender Kraft und Gesundheit, die sie in gehobene Stimmung versetzte, nicht nur die Freude an dem Anblick dieses schönen Stückes Gotteswelt, das sich hier täglich neu vor ihr aufthat, sondern mehr als Beides, das Gefühl inniger Verbundenheit mit ihrem Gatten, das sie nie so voll und beglückend gefühlt, als eben jetzt.

Seine unermüdliche Sorgfalt für sie, seine sichtbare Freude an ihren sich mehrenden Kräften thaten ihr wohl, und es schien ihr, als ob in dem stillen, weder von der Menge der Pflichten, noch den Anstrengungen der Geselligkeit unterbrochenen Zusammenleben Eigenschaften des Geistes und Herzens in ihm zur Erscheinung kamen, die sie in den zehn Jahren ihres Ehelebens noch nicht an ihm entdeckt hatte. Sie empfand das als eine Schuld, die sie durch doppelte Liebe und Dankbarkeit gegen den Gatten zu sühnen habe.

So gestalteten sich diese Wochen zu einem anmuthigen, für Melitta von einem poetischen Hauch umwehten Stillleben, dessen Höhepunkte es für sie waren, wenn Ulrich sie auf den blauen See hinausruderte. Man konnte ihn dann in seiner ganzen nicht unbedeutenden Ausdehnung überschauen, hüben und drüben die hochaufstrebenden Berge, die bald bis unmittelbar an das Ufer traten, bald, sich weiter zurückziehend, Raum für die kleinen anmuthig in's Grün gebetteten Ortschaften gewährte.

Als sich Melitta erst kräftiger fühlte, hatte sie selbst bisweilen gerudert, sie waren bald hier, bald dort gelandet, wie es eben ihr Wunsch gewesen, hier einmal eine Höhe ersteigend, dort ein kleines Thal durchwandernd und sich in einem der bescheidenen Wirthshäuser an Brot und Milch oder an dem kräftigen Landwein stärkend.

Nur dort, wo sich einige hundert Schritte vom Ufer eine Reihe von Fabrikgebäuden — eine große Baumwollspinnerei — erhob, waren sie niemals gelandet, so oft Melitta dazu aufgefordert hatte.

„Laß doch das, mit Fabriken haben wir zu Hause genug zu thun," hatte Ulrich ihr jedesmal geantwortet, „die hohen, rauchenden Schlote ärgern mich so wie so schon genug."

Dann hatte sie über seine poetischen Anwandlungen gelächelt und ihn gewähren lassen.

Ein Brief aus Bohren störte diese Idylle. Ulrichs erster Verwalter war mit dem Pferde gestürzt und hatte einen schweren Beinbruch erlitten. Er war voraussichtlich für viele Wochen von jeder Thätigkeit ausgeschlossen, und so wurde Ulrichs Anwesenheit in Bohren bringend nothwendig. Melitta wollte ihn zunächst begleiten, doch gelang es seinem dringenden Zureden, sie zum Bleiben zu bewegen.

„Weshalb willst Du eine Kur unterbrechen, die Dir sichtbar wohlthut," sagte er, „Du weißt, der Arzt verlangte einen acht- bis zehnwöchentlichen Aufenthalt hier."

Am letzten Morgen, eine Stunde vor Ulrichs Abreise, saßen sie zusammen auf dem Platz vor der Thür. Der See lag klar wie ein Spiegel vor ihnen, drüben über den Bergen hing noch ein leichter Frühnebel, den die Sonne siegreich zu durchbrechen begonnen.

„Wie schade, daß Du fort mußt," sagte Melitta, „es wird recht einsam ohne Dich sein."

„Auch ich wäre gern noch geblieben," erwiderte er, ihre Hand drückend, „hätte Dich gern noch oft auf den See hinausgerudert."

„Nun werde ich allein fahren müssen," meinte sie.

„Sei nur vorsichtig," ermahnte er, „nimm Dir lieber immer einen Ruderer mit."

„Lasse nur," beruhigte sie ihn lächelnd, „Du weißt ja, ich verstehe mich darauf."

Er schwieg einen Augenblick, dann begann er: „Noch Eines, Melitta, Du hattest immer Lust, die Spinnerei drüben zu besuchen. Thu's auch jetzt nicht."

Sie sah ihn erstaunt an.

„Herr von Steinitz ist dort angestellt, als Rechnungsführer oder etwas dergleichen."

„Steinitz? Woher weißt Du —?"

„Unser Wirth hier erzählte mir davon — ganz zufällig; mir war es lieb, uns auf diese Weise vor einer Begegnung schützen zu können."

„O Ulrich, Du hättest ihn aufsuchen müssen, sehen, wie es ihm dort geht, was alle die Jahre aus ihm gemacht haben!" rief Melitta.

„Liebes Herz, das ist nun wieder eine Deiner überspannten Ideen, nimm es mir nicht übel! Es geht ihm äußerlich gut, wir wissen ja genau, wie dergleichen Stellungen dotirt sind, übrigens nannte sie unser Wirth ausdrücklich eine sehr einträgliche. Seine innere Zerfahrenheit und Unklarheit wird wahrscheinlich dieselbe geblieben sein, davon kann ich ihn nicht heilen und, ich denke, Du siehst ein, daß ich eben keine Veranlassung hatte den Mann freundschaftlich aufzusuchen. Wozu sollte es auch nützen?"

Melitta schwieg, doch Ulrich sah, daß sie nicht überzeugt war. So sagte er: „Ich wollte es Dir ja gern verschweigen, nun ich aber fort muß, konnte ich Dich doch nicht der Möglichkeit aussetzen, daß Du ihm einmal unvorhergesehen begegnest. Du versprichst mir, nicht hinüberzufahren?"

Er hielt seine Hand hin und sie legte die ihre hinein. Sie war eiskalt und um ihren Mund zuckte es.

„Melitta, sei doch vernünftig, ich bitte Dich."

„Du meinst es gut, das weiß ich," erwiderte sie. „Dein Verstand mag auch recht haben, doch — mein Herz ist nicht überzeugt; „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein," und er sehnt sich vielleicht nach einem guten Wort von Einem Derer, zu denen er gehört."

„Das sind Die, auf deren Seite er sich durch seine Heirath und den Bruch mit seiner ganzen Vergangenheit gestellt hat. Doch"—er zog seine Uhr—„es ist Zeit, ich muß mich eilen, wenn ich nicht den Zug verfehlen will."

Er hatte bis zu der Station noch eine einstündige Wagenfahrt zu machen.

Während der Diener noch das letzte Gepäck ordnete und den Koffer schloß, redeten Ulrich und Melitta von gleichgiltigen Dingen. Dann kam der Wagen; ein herzlicher, warmer Abschied folgte, in Melitta's Augen standen Thränen, auch Ulrich war bewegt. Als er schon im Wagen saß, reichte er ihr noch einmal die Hand.

„Du vergißt nicht Dein Versprechen?"

„Nein."

„Adieu, adieu, auf ein gutes Wiedersehen!"

Der Wagen rollte davon, Melitta blieb allein; wie sehr allein, empfand sie schmerzlich in den nächsten Tagen. Die kurzen Unterhaltungen mit ihren braven Wirthsleuten, gelegentliche kleine Tändeleien mit deren Kindern konnten ihr über das bange Gefühl nicht hinweghelfen. Die Bekanntschaft einiger anderer Sommergäste, die sich in dem Oertchen befanden, hatte sie früher nicht gesucht, sie schien ihr auch jetzt nicht verlockend.

Wäre diese Einsamkeit nicht gewesen, so wäre vielleicht auch der Gedanke an Steinitz nicht immer von Neuem, immer gleich quälend wiedergekehrt. Vielleicht, daß es Ulrich doch allmählich gelungen wäre, auch sie zu überzeugen, daß man besser thue, seinen Weg nicht zu kreuzen, ihn seinem selbstgewählten Geschick zu überlassen; nun vermochte sie die Vorstellung nicht los zu werden, daß er, an eine dürftige, seinen Geist lähmende, öde Existenz gebunden, vielleicht nach einer helfenden Hand oder auch nur einem tröstenden Wort verlange, und daß es die Pflicht seiner Freunde aus besseren Tagen sei, da der Zufall sie in seine Nähe geführt, ihm diese Hand, dieses Wort zu bieten. Und daneben war wieder das peinigende, vorwurfsvolle Gefühl in ihr erwacht, daß sie selbst einen Theil der Schuld an seinem Schicksal trage, daß sie ihm gegenüber schuldlos schuldig sei. Doch sie hatte Ulrich ihr Wort gegeben — und sie mußte es halten.

Sie ruderte jetzt oft allein auf den See hinaus; weshalb sollte sie sich die lästige Gesellschaft eines Ruderers gefallen lassen, da sie mühelos selbst das kleine, flache, kiellose Boot regieren konnte. Es glitt so sacht auf der klaren Fläche hin, und mitten auf dem Wasser, da, wo es dann tiefblau schimmerte, zog sie wohl die Ruder ein und träumte eine Weile still hin, im Anschauen der Berge und Thäler umher versunken. Wenn nur ihr Auge dann nicht wieder und wieder magnetisch von den hohen, rauchgeschwärzten Essen angezogen worden wäre! Das Verlangen, hinüber zu rudern, wurde dann oft so mächtig, daß sie mit raschem Entschlusse das Boot umlenkte, nur um ihn zu entgehen.

Einmal, nach solcher schnellen Heimfahrt, traf sie beim Landen ihren Hauswirth. Sie hatte ein paar Worte über Wind und Wetter mit dem Manne gewechselt, dann fragte sie:

„Dort drüben in der Spinnerei ist ein Herr von Steinitz angestellt?"

Er nickte zustimmend.

„Schon lange?"

„Nun, es mögen zwei oder drei Jahre sein."

„Sie kennen ihn?"

„Nun ja, ich habe ihn wohl einmal gesehen; ein finsterer, unfreundlicher Herr. Er wird wohl auch nicht mehr lange dort bleiben."

„Wieso?"

„Nun — ich weiß nicht — ich habe nur so lauten hören, der Herr Direktor soll nicht mit ihm zufrieden sein wegen Unordnungen in den Büchern — oder Streit mit den anderen Herren, ich habe nicht einmal recht hingehört, 's geht ja auch mich nichts an."

Melitta fühlte ihr Herz stärker schlagen; wenn er in Noth war, sie ihm vielleicht helfen konnte, durch Ulrich, durch ihren Vater — auf tausend Wegen — welche Verbindungen, welche Hilfsquellen hatte nicht die Gräfin Dagot! Dann galt ihr Versprechen an Ulrich nicht mehr, er selbst würde sie davon entbinden, gewiß!

22.

Am nächsten Tage war Melitta's Entschluß gefaßt. Sie war eine selbstständige, energische Natur, ihre Ansicht, ihr Meinen und Wollen war so oft für Ulrich maßgebend gewesen, würde es auch in diesem Fall sein, wenn er hier wäre, weshalb also säumen? Wer sollte Steinitz helfen, wenn nicht sie, eben sie! So hoher, unabweislicher Pflicht gegenüber war ein unbedacht und widerwillig gegebenes Versprechen werthlos, Ulrich mußte und würde das einsehen. Damals freilich, vor zehn Jahren, hatte Joachim ihre Hilfe nicht annehmen wollen—nun, wies er sie auch jetzt zurück, so mochte er, ihre Pflicht war es, ihm ihren Beistand wenigstens anzubieten. Damals hatte sie bei der Begegnung mit ihm gefühlt, daß sie zu viel gewagt, als sie ihn in ihre Nähe bringen wollte; auch er hatte wohl dasselbe empfunden und deshalb die gebotene Hilfe zurückgewiesen. Wagte sie denn auch jetzt etwas, wenn sie ihn wiedersah, wider ihres Gatten Willen, mit einem Wortbruch gegen ihn? — Zehn Jahre lagen ja zwischen dem Damals und Jetzt, zehn lange Jahre, sie waren Beide alt geworden, und was damals noch frisch in der Erinnerung lebte, war nun längst überwunden, die Wunde, die damals noch blutete, war jetzt längst geheilt. Sie durfte es wagen, sie mußte es, denn die Pflicht gebot es.

Sie trat, den breitrandigen Strohhut auf die Stirn gedrückt und einen Spitzenshawl um die Schultern geworfen, aus der Hausthür und winkte dem Burschen, welcher das Boot bediente, damit er es von der Kette löse.

„Bei der Hitze wollen die gnädige Frau fahren?" fragte er verwundert.

„Auf dem Wasser ist es kühler."

Er schüttelte den Kopf. „Die Sonne brennt heiß darauf, es kann heute wohl ein Gewitter geben."

„Umsomehr muß man die gute Stunde nutzen."

„Darf ich nicht mitkommen? Die gnädige Frau werden sich beim Rudern sehr erhitzen."

Dann zögerte sie einen Augenblick, dann fiel ihr die lästige Geschwätzigkeit des Burschen ein, die ihr in diesem Augenblick, wo sie von erregten Gedanken erfüllt war, doppelt unangenehm schien. So sagte sie: „Nein, ich fahre allein."

Es war wirklich drückend heiß, selbst auf dem Wasser wehte kein Lüftchen, und sie mußte mehrmals die Ruder einziehen, um sich von der bei dieser Temperatur doch großen Anstrengung zu erholen.

So war wohl mehr als eine Stunde vergangen, bevor sie das Ziel erreicht hatte. Als sie nun drüben am Ufer stand, athmete sie tief auf. Ihr war nun doch beklommen, wie sollte sie sich einführen, wie würde sie Steinitz, wie seine Gattin finden!?

Sie hatte den großen Sonnenschirm geöffnet und schlug den Weg nach den Fabrikgebäuden ein; je näher sie ihnen kam, um so langsamer wurde ihr Schritt. Sie wollte überlegen, ihre Worte wagen und mußte doch Alles der Eingebung des Augenblicks überlassen. Sie stand vor dem mächtigen Gebäude, aus dem das gleichmäßige Dröhnen und Rasseln der Maschinen nervenerschütternd ihr entgegenklang. Links zur Seite dehnte sich ein Komplex von Häusern und Häuschen aus, die ersichtlich Beamten- und Arbeiterwohnungen enthielten, dorthin wandte sie sich. Einige Männer in Arbeiterblousen kamen ihr entgegen.

„Sie kennen Herrn von Steinitz?" redete sie sie an.

„Den Herrn Rechnungsführer, ja wohl."

„Wo ist seine Wohnung?"

„Dort drüben, in jenem Hause, die linke Thür."

Mit wenigen Schritten hatte sie das Haus erreicht. Vor der offenen Thür spielten vier Kinder; die beiden größeren Mädchen zogen sich ein wenig scheu zurück, als die fremde Dame an sie herantrat, ein kleines fünf- oder sechsjähriges Mädel und ein blondes Bübchen von kaum drei Jahren blieben stehen.

Melitta beugte sich zu der Kleinen herab.

„Wie heißt Du?"

Das Kind sah zu ihr empor — wie es Joachim glich! „Adele Steinitz. Und dies ist der Edwin."

„Edwin!" wiederholte Melitta. Wie es sie rührte!

„Das dort sind die Grete und die Lotte," belehrte die Kleine weiter.

Melitta nickte. „Du liebes Kind!"

Dann überschritt sie die Schwelle, während die Kinder ihr neugierig nachschauten. Kaum hatte sie die Hausthür geöffnet, als ihr aus der gegenüberliegenden Küche Therese entgegentrat. Die noch immer schönen blonden Haare waren zu einem lockeren Knoten im Nacken aufgesteckt, ihr Anzug sah nachlässig und nicht sauber aus. Einen Moment starrte sie Melitta erstaunt an, dann rief sie: „Frau Gräfin! Sie hier, welche Ueberraschung!"

„Ich wohne schon seit einigen Wochen drüben am See," sagte Melitta beklommen, „als ich hörte, daß Herr von Steinitz hier in der Spinnerei angestellt ist, kam ich herüber, um zu sehen, wie es Ihnen geht."

„O Frau Gräfin, wie gütig von Ihnen," erwiderte Therese, während sie die Hände an der Küchenschürze abtrocknete, „ich habe so oft an Sie gedacht. Sie wollten uns damals helfen, und mein Mann schien so undankbar. Ich habe bitterlich geweint und konnte doch nichts ändern. Er hat es büßen müssen und wir mit ihm. Wir sind umhergeirrt, bald hierhin, bald dorthin, bis er dann endlich vor zwei Jahren die Anstellung hier bekam. Zufrieden ist mein Mann hier freilich auch nicht, obgleich er es sein sollte."

Melitta war diesem Redestrom gegenüber nicht zu Worte gekommen, erst jetzt konnte sie sagen: „Ist er zu Hause und kann ich ihn sprechen?"

„Ach natürlich, verzeihen Sie nur, Frau Gräfin, daß ich es versäumte, Sie hineinzuführen, die Ueberraschung war so groß."

Sie öffnete die Thür und rief: „Joachim, sieh nur, die Frau Gräfin Dagot."

(Fortsetzung folgt.)

Das Abenteuer einer Dame.

In Providence, Rhode Island, wohnt noch heute eine allgemein geachtete Dame Namens Mrs. Stevenson, welche vor 22 Jahren unter dem Verdachte, an der Ermordung des Präsidenten Lincoln betheiligt gewesen zu sein, verhaftet und in der Festung Monroe untergebracht wurde. Sie erzählte neulich einem Berichterstatter Folgendes:

„Ich reiste mit meinem Bruder Samuel W. Pierce gerade nach Berne in Nord Carolina, als in Washington die mörderische Kugel Booths den unglücklichen Lincoln traf. Ueberall waren Soldaten und Detectivs thätig, um den Mördern auf die Spur zu kommen. Ich war mit meinem Bruder in Newport News angelangt, als wir von Soldaten angehalten und aufgefordert wurden, ihnen zu folgen. Man hielt mich offenbar, wie ich erst später erfuhr, für Mrs. Surratt, und meinen Bruder für einen der Mitverschwörer derselben.

Samuel war über die Schmach, daß man uns verhaftet hatte, tief empört und forderte eine Erklärung. Der die Soldaten commandirende Officier ertheilte ihm den Rath, den Mund zu halten, wenn ihm sein Bischen Leben lieb sei. Wüßten die Soldaten, wer wir seien, dann würden sie mit uns bald ein Ende machen.

„Warum sollen die Soldaten denn eigentlich unsern Namen nicht erfahren?" fragte mein Bruder erstaunt.

Der Officier zog ein höhnisches Gesicht. Dann sagte er, derartige Fragen könnten vielleicht einem Neuling im Dienste imponiren, nicht aber ihm, der im Kriegshandwerke alt geworden sei. Er gab uns den „wohlgemeinten" Rath, ja ruhig zu sein. Dann ließ er unsern Wagen von seinen Reitern umgeben, und fort ging es unter strenger Bewachung, dem Fort Monroe zu.

Dort empfing man uns mit unheilverkündender Ruhe. Eine Ordonnanz war uns vorangeeilt, um den Commandanten der Festung auf unsere Ankunft vorzubereiten, und der Commandant ertheilte seinen Untergebenen den Auftrag, die Gefangenen unter keinen Umständen nach ihren Namen zu fragen. Als wir in der Festung anlangten, wurde mein Bruder von mir getrennt und in den Barracken untergebracht. „Sie werden weibliche Bedienung haben," sagte der Commandant zu mir, „doch machen Sie sich darauf gefaßt, daß Sie in einer Stunde nach Washington abreisen werden."

„Aber ich habe in Washington nichts zu thun," sagte ich. „Ich komme ja eben von dort her. Bin ich denn in die Hände von Räubern gefallen?"

„Sie befinden sich in der Gewalt loyaler Bundessoldaten," erwiderte mir der Commandant ernst. „Wir thun nur unsere Schuldigkeit."

Unterdessen war unser Gepäck von den Soldaten untersucht worden, und man unterwarf meinen Bruder und mich einem scharfen Verhör, natürlich in getrennten Räumen. Wir Beide sagten der Wahrheit gemäß aus, wie wir hießen und daß wir uns auf dem Wege von Providence nach New Berne befänden.

„Soll ich an den Gouverneur von Rhode Island telegraphiren, ob Ihre Angaben richtig sind?" fragte der Commandant.

Zufällig waren wir mit dem Gouverneur persönlich bekannt. Bald waren die Telegraphendrähte in Arbeit, und es gelang uns, unsere Identität vollkommen festzustellen. Wir waren nahe daran gewesen, als Theilnehmer an der Ermordung Lincolns auf der Stelle gelyncht zu werden."

Ein Wildpark in Wisconsin.

Mehrere Freunde der Natur und Jägerei in Wisconsin, welchen Fortuna einen mächtigen Geldsäckel verliehen hat, sind auf die Idee verfallen, in ihrem an Naturschönheiten wirklich sehr reichen Staate einen Wildpark zu gründen, der ihnen nicht allein Gelegenheit bieten soll, der Jagd auf Wild, sondern auch dem Fischfang in ausgiebigem Maße zu fröhnen. Sie haben den Beschluß gefaßt, einen Verein zu gründen, der aus 150 bis 200 Mitgliedern bestehen soll. Jedes Mitglied soll eine Eintrittsgebühr von $200 bezahlen, und mit diesem Gelde hofft man, 10,000 Acker Land ankaufen und mit einem acht bis zehn Fuß hohen Zaun aus Stacheldraht umgeben zu können. Das Gehege soll Gras, Bäume, Büsche, Quellen, Flüsse und kleine Seen enthalten, und es ist bereits ein Landstrich in Aussicht genommen, welcher sich in den Counties Marquette, Forest und Oconto befindet. Die dortige Gegend ist sandig und für landwirthschaftliche Zwecke fast gänzlich ungeeignet; früher gab es dort einen üppigen Wald, der jedoch längst unter der Art der Holzhauer gefallen ist. Nur Zwergtannen und der Nachwuchs von Eichen sowie von anderen Baumarten gedeihen dort noch gegenwärtig. Zur Sommerszeit ist der Boden überall mit Blaubeer-Büschen bedeckt, welche den Bären und den Vögeln in jener Gegend ein willkommenes Futter gewähren.

Ferner zeichnet sich die Region durch viele Bäche, kleine Ströme und Seen aus, die von Fischen förmlich wimmeln. Im Walde giebt es Hirsche, Bären, große Hasen und anderes Wild, auf welches fast ohne Unterbrechung Jagd gemacht wird. Auch ist die Gefahr vorhanden, daß die Gegend von Waldbränden heimgesucht werden wird, wenn nicht geeignete Schutzmaßregeln getroffen werden.

Die Gründer des neuen Wildparks beabsichtigen, das von ihnen erworbene Land nicht nur mit einem hohen Zaune zu umgeben und in dasselbe möglichst viel Wild hineinzutreiben, sondern auch das Wild nöthigenfalls zu füttern, damit es sich ordentlich vermehren kann. Auch der künstlichen Züchtung von Fischen will man gebührende Beachtung widmen. An geeigneten Plätzen in dem Wildpark will man Häuser errichten, die den Mitgliedern des Vereins sowie ihren Familien und Freunden während ihres Verweilens in der „Waldeinsamkeit" zum Aufenthalt dienen sollen.

Auch für Frauen und Kinder will man Wohnplätze schaffen in der richtigen Voraussetzung, daß auch ihnen die frische Waldesluft gut thun werde, auch wenn sie nicht auf die Jagd gehen oder Fische fangen wollen.

Die obere sowohl wie die untere Halbinsel von Michigan eignen sich überhaupt vorzüglich für die Anlage von Wildgehegen, da Beide große Strecken enthalten, die sich für landwirthschaftliche Zwecke durchaus nicht eignen.

Doch auch in anderen Staaten gäbe es genug billiges Land, wo man dem Wild eine sichere Unterkunft gewähren könnte, um die vollständige Ausrottung desselben zu verhindern. Jedenfalls, ist die Idee, einen Wildpark in Wisconsin anzulegen, einer ernstlichen Berücksichtigung werth.

— Ah so! Bankier: Wenn ich Ihnen die Hausmeisterstelle übertragen sollte, so muß ich schon im Voraus bemerken, daß ich auf große Ordnung und strenge Zucht halte. — Bewerber: Auf Zucht dürfen Sie sich verlassen, ich war sechs Jahre im Zuchthaus! — Bankier: Was? Und da unterstehen Sie sich — — Bewerber: Ja — entschuldigen Sie — ich war Aufseher im Zuchthaus!

— Vor einigen Tagen fand in Paris ein aristokratisches Ballfest statt, dem auch die schöne Baronin Marie Montalen beiwohnen sollte. Baron Lerie, ein stiller Bewunderer der schönen Frau, hatte durch Bestechung der Kammerzofe erfahren, daß die Angebetete eine erdbeerfarbene Toilette anlegen werde und hatte nun die glorreiche Idee, in der Blumenhandlung Bonstet ein großes Bouquet aus Erdbeerblüthen für die Baronin zu bestellen. Der Strauß lehnte bereits im Schaufenster, da kam der junge Graf Tiaret, der gleichfalls für die Baronin schwärmte, man zeigte ihm triumphirend das Bouquet, und er war von dieser Idee so hingerissen, daß er dem Blumenhändler tausend Francs für das Bouquet bot, für welches der Baron hundert Francs akkordirt hatte. Geblendet durch die Summe, willigte der Blumenhändler ein; als der Baron kam, sagte man ihm, die Erdbeerblüthen seien in Folge des Frostes zu Grunde gegangen. Man retournirte ihm die Angabe und der arme Baron sah sich seufzend genöthigt, der schönen Frau ein belangloses Bouquet weißer Rosen zu schenken. Doch sein Schmerz sollte den Höhepunkt erreichen, denn im Ballsaale erschien die Baronin zum allgemeinen, staunenden Entzücken mit den frischen Erdbeerblüthen. Die auffallende Freundlichkeit, die sie gegen den Grafen Tiaret zur Schau trug, ließen Baron Lerie den fürchterlichen Verrath ahnen, und heute klagte er den Chef der Blumenhandlung wegen seines betrügerischen Vorgehens an. Mr. Bonstet verantwortete sich dahin, daß er einem so guten alten Kunden, wie es Graf Tiaret sei, nichts abschlagen konnte und er erklärt sich auch bereit, dem Baron als Schadenersatz, bis zum Ende des Karnevals, allabendlich ein schönes Knopflochbouquet zu liefern. Empört weist der Cavalier den Antrag zurück und nun erscheint Graf Tiaret als Zeuge. Zwischen den beiden Gegnern kam es im Gerichtssaale bald zu einer Herausforderung, denn der Baron nennt den Grafen einen Dieb und Verräther, der sich mit fremden Ideen brüste. Eine merkwürdige Wendung bringt das Erscheinen der Baronin hervor; diese zeigt sich vom Schmerze des Barons Lerie tief ergriffen und ersinnt einen echten Lustspielausgleich. Kokett lächelnd, sagt sie dem Baron: „Für das nächste Bouquet, das Sie mir schicken, möchte ich Ihnen etwas Originelles vorschlagen: weiße Maiglöckchen und Rosen; ich will diese Blumen für meine Brautrobe haben." Der beseligte Baron Lerie küßt der schönen Wittwe entzückt die Hand, und Arm in Arm verlassen die Beiden den Gerichtssaal, nachdem der Blumenhändler ob seines Vergehens noch eine scharfe Rüge erhalten.

— In München hat am 6. Febr. eine Verwechselung von Arzneien allgemeine Aufregung hervorgerufen. Zwischen zehn und zwölf Uhr Vormittags hatte eine Frau in dem Geschäfte von Poschinger's Nachfolger für fünfundzwanzig Pfennig Leberthran verlangt, jedoch durch einen Mißgriff des Commis Krotonöl erhalten, das ein sehr starkes Gift ist und, innerlich genommen, zum Tode führen kann. Bald nach dem Fortgange der Frau wurde man auf die verhängnißvolle Verwechselung in dem Geschäfte aufmerksam und die königliche Polizeidirection davon benachrichtigt, welche sofort alle Hebel in Bewegung setzte, um der drohenden Vergiftung vorzubeugen. Sämmtliche Münchener Zeitungen brachten Warnungen, auffallende rothe Plakate wurden angeschlagen, die Bezirksboten schellten es in allen Stadttheilen aus und Dienstmänner wanderten durch die Straßen mit Warnungstafeln auf Brust und Rücken. Die nächste Folge war, daß Dutzende von Leuten, welche gerade Leberthran gebrauchen, zur Polizei liefen und um Untersuchung ihres Leberthrans baten, in der Befürchtung, daß sie das Gift erhalten und davon getrunken hätten. Allein die betreffende Person, welche wirklich das Krotonöl erhalten, hat sich bis jetzt noch nicht gemeldet und ist auch nicht ermittelt worden. Die Kosten der Veröffentlichungen und Bekanntmachungen hat die Firma Poschinger zu tragen und es ist ihr bereits ein directer Schaden von etwa 1000 Mark entstanden. Die Verwechselung passirte einem in dem Geschäft schon sieben Jahre thätigen, sonst sehr tüchtigen Commis und zwar dadurch, daß am gleichen Tage aus einem anderen Geschäfte eine große Flasche Krotonöl bezogen worden war, die, weil die vorschriftsmäßige Giftmarke fehlte, in den Schrank zum Leberthran gestellt worden war, welchem es, abgesehen vom Geruch, ziemlich ähnlich ist.

— Folgendes Geschichtchen ließt sich nicht übel und hat den Vorzug, wahr zu sein. Ein wohlhabender Landmann in Mosca, einer Ortschaft des Komorner Komitats, erwischte dieser Tage in seiner Vorrathskammer einen Dieb, der eben unter den Schinken aufräumen wollte. Der Hausherr hieb dem Eindringling eins über's Ohr, daß der Mann zusammensank und keinen Laut mehr von sich gab. Der Landmann, in der schrecklichen Ueberzeugung, daß er einen Mord begangen, rief jammernd sein Weib herbei. Die Beiden trugen den Leblosen in die Stube, legten ihn in's Bett und stellten allerlei Wiederbelebungsversuche an, gänzlich ohne Erfolg. Schon wollte sich der unglückliche „Mörder" der Behörde stellen, als ihm sein Weib den Rath ertheilte, einen Arzt zu holen, was der Landmann auch that. Er fuhr nach Totis und die Frau verbarg den Erschlagenen, so gut es ging, unter Bettdecken und Tüchern. Dann wartete sie im Hofe die Rückkehr des Gatten ab, der richtig einen Arzt brachte. Als man aber den Erschlagenen suchte, war dieser nicht mehr zu finden. Er war von selbst wieder zum Leben erwacht und hatte das warme Nest, selbstverständlich unter Mitnahme mehrerer Werthsachen, durch das Fenster verlassen. Die braven Leute aber grämten sich nicht weiter und waren froh, von dem Drucke einer fürchterlichen Schuld befreit zu sein.

— Einer der geschicktesten Polizei-Inspectoren Londons befand sich kürzlich in nicht geringer Lebensgefahr. Lord Campton verlor auf dem Bahnhofe ein Portemonnaie mit einem Check auf 1000 Francs. Am zweiten Tage wurde der Check bei der Bank präsentirt und der von dem Verluste avisirte Cassier ließ den Ueberbringer verhaften. Der herbeigerufene Polizei-Inspector Landsdowne fragte den momentanen Besitzer des Checks, wieso er in den Besitz desselben gelangt sei, und dieser erwiderte, daß er den Bon von seinem Compagnon erhalten habe, dessen Wohnung er angab. Der Inspector nahm den Mann in einem Wagen mit sich — während der Fahrt wollte derselbe aus dem Wagen springen, und Herr Landsdowne hatte nur noch Zeit genug, ihn beim Rockkragen zu fassen und zurückzuhalten. „Lassen Sie mich, oder ich erschieße Sie!" rief der Verhaftete und richtete die Mündung eines Revolvers auf den Inspector. Dieser faßte die Waffe und hielt den Finger auf den Hahn, der dreimal zuklappte, ohne daß der Schuß losging. Der Kampf dauerte etwa zehn Minuten in Gegenwart einer zahlreichen Menschenmenge, aus der Niemand, aus Furcht vor dem Revolver, dem Beamten zu Hilfe eilte, bis endlich der Kutscher vom Bocke sprang und den Inspector aus seiner verzweifelten Situation befreite.

Warum i di auf's Mäule.

(Schwäbisch.)

Warum i di au[f']s Mäule grad
Und grad auf's [M]äule no will küssa?
Lieb's Schätzle, [...] das Mäule grad,
Und das alloi ka[...]der küssa.

— Herr Staatsanwalt, freuen Sie sich! Ein Staatsanwalt hat geheirathet. Sowie die Heirathsanzeige erscheint, stellt sich ein Lebensversicherungsagent bei ihm ein und hält ihm die bekannte Rede von der Verpflichtung des rechten und gerechten Hausvaters, sein Leben zu versichern. Der Staatsanwalt lehnt das Geschäft ab mit dem Bemerken: „Da steuert man oft zwanzig bis dreißig Jahre bei und stirbt man, dann sagt Ihre Gesellschaft: Der Kerl hat sich entleibt oder zu Tod gesoffen, und zahlt nicht." Der Agent zieht betrübt ab. Während der Flitterwochen des Anwalts führt aber die Versicherungsgesellschaft sogenannte unanfechtbare Policen ein. Und eben feiert unser Staatsanwalt an der Seite seines Weibchens, in den schönen Anlagen der Stadt lustwandelnd, das Jubiläum seiner einmonatlichen Ehe, als der Agent athemlos auf ihn zustürzt mit den Worten: „Herr Staatsanwalt, freuen Sie sich, jetzt können Sie sich erschießen, erhängen oder zu Tod trinken, wie Sie wollen, es schadet nichts!"

— Spitzbubenhöflichkeit.— Nachdem ein gewerbsmäßiger Fälscher zu neun Jahren Zuchthaus verurtheilt ist, vertröstet ihn der Vertheidiger auf das Rechtsmittel der Revision, das unbedingt Erfolg haben müsse. Befriedigt stimmt der Verurtheilte zu. Nach einigen Wochen wird der Anwalt zum Untersuchungsrichter bestellt. — „Ihr Client läßt uns Beide grüßen," sagt der Richter. — „Grüßen, wieso?" — „Ja, er ist uns ausgebrochen und sendet uns, wie er schreibt — sehen Sie hier — seine letzten Grüße vom europäischen Boden, von Rotterdam aus. Mir dankt er für „humane Behandlung" und Ihnen läßt er sagen: „Er habe vorgezogen, den Erfolg Ihres Rechtsmittels aus einiger Entfernung abzuwarten."

— Boshaft. In der alten Reichsstadt M. erhielt der eine lange Reihe von Jahren daselbst thätige Lehrer Ruf seine Beförderung als Seminar-Oberlehrer nach H. Ein Witzbold erlaubte sich nun Abends beim Schoppen dem Herrn Pfarrer gegenüber die Aeußerung: „Bedauere sehr, Herr Pfarrer, daß Sie daran sind, Ihren guten Ruf zu verlieren!" Wie von einer Tarantel gestochen fuhr nun der Herr Pfarrer auf und erwiderte: „Was giebt Ihnen, mein Herr, Veranlassung, mich so zu beleidigen!" Mit lächelnder Miene explicirt nun wieder der Witzbold: „Absolut keine Beleidigung, Herr Pfarrer, nur die Wahrheit: ist es denn nicht Thatsache, daß der gute Ruf nach H. versetzt wurde?"

— Darum. Zwei Besenbinder aus dem Gebirge sitzen auf dem Markt der Kreisstadt zum Verkauf ihrer Waare. Der Eine hat beinahe Alles verkauft, da er die Besen spottbillig läßt, billiger als der Andere. Dieser, durch den raschen Verdienst seines Collegen angeärgert, sagt zu ihm: Dau, wie kannst Dau daan Deine Bäsämänn so bellig verkäuf'n? Eich stählen doch och die Reiser um dait Holz zau dä Stillen; äwer so bellig wie Dau kann eich s' nett lassen. Da kritt marr so d'Orwätt emmol bezollt. — Jo, seist Dä, antwortet der Andere, eich schaffe og neischt. Eich stählen gleich dä fäärdig Bäsämänn.

— „Thorheit schützt vor Alter nicht." Frau Oberforstmeister von Storch kommt von ihrer silbernen Hochzeitsreise aus Italien nicht so ganz wohl zurück. Da sich dieses Unbehagen immer mehr steigert, befragt sie nach einiger Zeit einen Arzt. Dr. Zacharias macht ihr mit pfiffig-spöttischem Lächeln eine „göttliche Offenbarung", über die sie so in Aerger geräth, daß sie giftig ausruft: „Herr Doctor, treiben Sie keinen Spott mit mir und denken Sie an meine grauen Haare!" — „Ja, Frau Oberforstmeister, daran hätten Sie denken sollen!" antwortete der Doctor sarkastisch.

— Rindfleisch und Rabe. Eines der Glieder der Rindfleisch, welche Preußen und anderen deutschen Staaten so viele ausgezeichnete Juristen gestellt hat, war Anwalt in einer kleinen Garnisonstadt. In einer Gesellschaft wird der Anwalt einem Major Rabe vorgestellt. „Ah, Sie kommen nach der Suppe?" bemerkt der Major, in der Hoffnung einen köstlichen Witz zu machen. „Ganz richtig," versetzt der Anwalt. „Und Sie sind ungenießbar."

— Der Modeschneider: „Entschuldigen Sie, gnädige Frau, wer hat dieses Kleid gemacht?" — Die Frau Kommezienräthin: „Ich habe es von meinen Bruder geschenkt bekommen; wenn ich nicht irre, ist es von einem gewissen Furore." — „Wie? Furore?" — „Ja wohl; überall, wo ich hinkam, sagte man mir nachher, dieses Kleid hätte entschieden Furore gemacht."

— Auf eine wahrhaft originelle Art ist dieser Tage der Londoner Schauspieler Wilson Barrett sein Mobiliar losgeworden. Ein Dieb erfuhr, daß der berühmte Mime im Begriffe stand, auszuziehen, erschien in dessen Abwesenheit mit einem großen Möbelwagen und packte sämmtliche Möbel „auf Anordnung W. Barrett's" hinein, wobei ihm dessen Diener natürlich behilflich waren.

— Zwei Echoes von einem Wiener Maskenballe: „Schöne Maske, ich kenne Dich." — „Ich Dich auch." — „Dann ise gut, Fralan Netterl, weil muß ich jetzt kriegen Geld meiniges für Stiefletterl." .... „Schönes anziehendes Wesen!" — „Wieso wissen Sie, daß ich Probirmamsell bin?" ....

— Was man öfter im Schlafzimmer hat. Lehrer: „Nun kommen wir zu den Wohnungsräumen! Also: Wohnzimmer, Schlafzimmer. Was hat man denn öfters in oder beim Schlafzimmer, Fritzchen?—„Nun, einen Al— einen Alko..."—Fritzchen: „Einen Alkohol!"

— Das Schlimmste. „Nun, wie geht's Dir?" — „Ach, schlecht! Denke nur, der Arzt sagt, ich würde die Gelbsucht bekommen!" — „Die Gelbsucht? Ach, um Gotteswillen, da wirst Du ja Deinen neuen rothen Hut gar nicht aufsetzen können!"

— Genügsam. — Sonntagsjäger (in einer Ackerfurche einen Hasen erblickend und auf ihn schießend. Nachdem er ihn gefehlt und der Hase in tollen Sprüngen abgeht, sehr zufrieden): Siehst Du, mein Bursche, Dir habe ich 'mal gehörig Angst gemacht!

— Das ärmste Geschöpf der Welt. „Welches ist das ärmste Geschöpf der Welt?" — „Nun?" — „Der Taucher bei seiner Arbeit. Und wissen Sie warum? Weil ihm sogar die Luft erst gepumpt werden muß!"

— Zweierlei. „..Ich habe meine Frau erst ein Vierteljahr vor der Hochzeit kennen gelernt!" — „Und ich die meine erst ein Vierteljahr nach der Hochzeit!"

— In der Liebe kennt man sich, weil man sich liebt; in der Freundschaft liebt man sich, weil man sich kennt.

— Das Schiff des Glaubens ist immer ein Columbusschiff.